

**„Und wenn irgendwie ein Problem auftaucht, ein ernstes volles Problem, also ganz helfen können sie dir auch nicht aus dem Problem, aber man kann drüber reden und schauen, wie man des alles machen kann.“ –**

**Anforderungen an Kompetenzen in sozialen Dienstleistungen**

Elisabeth Helming, IzKK/Deutsches Jugendinstitut e.V., München

Überarbeitete Version des Vortrags auf der LVkE Fachtagung: „Familienkompetenzen stärken – Herausforderungen und hilfreiche Wege“; 19.6.2013, Kardinal-Wendl-Haus, München.

Erschienen in: Pädagogischer Rundbrief, Landesverband Katholischer Einrichtungen und Dienste der Erziehungshilfen in Bayern e.V. (LVkE); 63. Jahrgang,

Heft 2 +3/2013 April – August, S. 16 - 27

**IzKK - Informationszentrum Kindesmisshandlung/Kindesvernachlässigung am DJI e.V.:**

Informationspool mit umfangreichen Informationen zu verschiedenen Themenschwerpunkten in der [IzKK-Literaturdatenbank](#) (Sexualisierte Gewalt, Kindesvernachlässigung, Frühe Hilfen, Kinderrechte u.a.). Thematische Literaturlisten, bspw.

[Handel von Kindern zum Zweck sexueller Ausbeutung](#); [Sexuelle Gewalt gegen Mädchen und Jungen mit Behinderung](#); [Kinder als Betroffene von Partnerschaftsgewalt](#); [Prävention sexueller Gewalt durch Professionelle in Institutionen, Familienhebammen](#). Das IzKK gibt Expertisen in Auftrag und stellt sie der Fachöffentlichkeit kostenlos zur Verfügung, wie z. B. 2012 eine Expertise zu sexuell grenzverletzenden Kindern, Autor: Peter Mosser. Einmal jährlich erscheinen die IzKK-Nachrichten, das letzte Heft bezog sich auf die Zusammenarbeit mit und die Beratung von Eltern, deren Kinder/Jugendliche Opfer von sexueller Gewalt geworden sind oder sich sexuell übergriffig verhalten haben. Die Materialien stehen Online kostenlos zur Verfügung unter: [www.dji.de/izkk](http://www.dji.de/izkk) und sind - so lange der Vorrat reicht – als Printexemplar bestellbar bei [holzweg@dji.de](mailto:holzweg@dji.de).

1.	Einleitung.....	2
2.	Worauf zielt Beratung ab?.....	2
3.	Das Konzept des „Doing Family“ als Basis von Familienberatung.....	5
4.	Mehrdimensionalität von Problemen in Familien.....	7
5.	Grundkompetenz: Balance vielfältiger Ambivalenzen.....	7
6.	Weitere Aspekte eines Kompetenzprofils in der Familienberatung.....	8
	a) Fähigkeiten methodischen Handelns.....	8
	b) Soziale, familien- und kontextbezogene Kompetenzen.....	9
	c) Selbstbezogene Kompetenzen.....	12
	d) Kompetenz, Motivation für Veränderung herzustellen.....	13
7.	Entwicklung von Kompetenz.....	14

## 1. Einleitung

*„Und wenn irgendwie ein Problem auftaucht, ein ernstes volles Problem, also ganz helfen können sie dir auch nicht aus dem Problem, aber man kann drüber reden und schaun, wie man das alles machen kann.“* – so das Fazit eines Vater im Interview<sup>1</sup> in Bezug auf den Unterstützungs- und Beratungsprozess durch Sozialpädagogische Familienhilfe. Dies war eine Familie, die gravierende Probleme hatte auf allen möglichen Ebenen: Die Eltern waren beide in einem Heim aufgewachsen, bildungsbenachteiligt (beide waren Analphabeten), die Familie war materiell in Not, es gab Schwierigkeiten in der Erziehung der drei Kinder usw. Ich finde, er fasst ganz großartig zusammen, was Beratung kann und was nicht: Er hatte verstanden, dass Beratung immer auch Grenzen hat, man muss sozusagen auch selber was tun – er war mit Recht stolz auf seine eigene Leistung –, *„aber man kann drüber reden und schaun wie man das alles machen kann“*, also gemeinsam Lösungen finden. Dass dieses *„Drüber-Reden“* natürlich auf Seiten der Berater und Beraterinnen höchst voraussetzungsvoll ist, darum soll es in diesem Vortrag gehen.

Das Zitat stammt aus einem der Forschungsprojekte, an denen ich am Deutschen Jugendinstitut beteiligt war zur Sozialpädagogischen Familienhilfe. In diesem Kontext wurden sowohl quantitative als auch qualitative Erhebungen gemacht, insbesondere auch Interviews mit Familien, die in sehr schwierigen Lebenslagen lebten und eine Zeit lang Sozialpädagogische Familienhilfe (SPFH) erhalten hatten (vgl. dazu Helming 1999). Ich habe die Mütter und Väter gefragt nach ihrer Sicht auf ihr Leben, nach ihrer Biografie, was ihnen aus ihrer eigenen Sicht geholfen hat, was sie besonders positiv an der Zusammenarbeit mit den SozialpädagogInnen fanden. Dazu kommen Interviews mit Frauen, deren Kinder in Obhut genommen waren (vgl. dazu Helming 2002), aber auch Interviews mit Sozialpädagoginnen und –pädagogen, Fallbegleitungen, Fallanalysen usw., und im 2011 abgeschlossenen Projekt „Pflegekinderhilfe in Deutschland“ Interviews mit Herkunftseltern, deren Kinder in Pflegefamilien leben (Kindler u.a. 2011; Helming u.a.2011). Aus dieser Forschung möchte ich Ihnen zusammenfassend einige Gedanken zur Anforderung an die Kompetenz von Familienberaterinnen und Beratern – vor allem gegenüber Eltern in schwierigen Lebenslagen vorstellen, ergänzt durch Evaluationsergebnisse aus internationaler Forschung.

## 2. Worauf zielt Beratung ab?

Der Anlass von Beratung ist zumeist irgendeine Schwierigkeit, das ist im Alltag wie in der professionellen Beratungssituation so. Wir werden um Rat gefragt, es gibt Unsicherheiten, Zweifel, Probleme; jemand weiß nicht weiter, will im Gespräch mehr Sicherheit gewinnen über sein

---

<sup>1</sup> Das Zitat ist entnommen dem Handbuch Sozialpädagogische Familienhilfe, Helming u.a. 1999.

zukünftiges Handeln, braucht materielle Unterstützung oder auch Ermutigung, Lob usw. Beratung zielt darauf ab, einen *„Beitrag zu leisten zur Verbesserung der Lebensqualität und der Lebenschancen von KlientInnen, die Fähigkeiten des Hilfesuchenden zur Selbsthilfe zu entwickeln und zu qualifizieren, ... bereitgestellte Ressourcen zu erschließen und für ihn zugänglich zu machen sowie Umweltbedingungen so zu verändern, dass Benachteiligungen vermindert oder kompensiert werden.“* (Grözinger 1991: 8, zit. in Pfeifer-Schaupp 1995: 21).

Dazu ein Beispiel:<sup>2</sup>

Familie Mertz ist eine Kernfamilie mit zwei Kindern. Die Mutter ist in einem EG-Land geboren, aber bereits seit ihrem zweiten Lebensjahr in Deutschland. Die Eltern haben sehr jung geheiratet, als das erste Kind auf die Welt gekommen ist. Die Familie hatte große Schulden; die Kinder hatten einige Male Läuse, was zu Problemen im Kindergarten führte; Frau Mertz hat große gesundheitliche Schwierigkeiten, sie ist Epileptikerin, hatte starke Kreuzschmerzen und kaputte Zähne. *„Frau G. und Frau S. (Familienhelferinnen) kamen am Anfang zu zweit und haben immer wieder Tipps gegeben, wie man es ein bisschen besser machen kann.“*

Frau Mertz brauchte die persönlichen Gespräche, um aus sich herauszukommen: *„Und sie hat mir oft angeboten, zu reden, weil ich kann nicht gut aus mir raus“.*

Den Unterschied zu anderen Formen von Unterstützung beschreibt sie damit, dass sie sich angenommen fühlte, in ihren Fähigkeiten anerkannt, dass sie ermutigt wurde: *„Weil sie hat z.B. - wie andere Leut das machen - nicht gesagt: `Du kannst das nicht, hau ab´. Sondern sie hat gesagt: `Probiern, probiern, probiern.´ Und sie hat auch erkannt, was ich alles kann, und sie hat´s auch immer wieder gesagt. Weil ich hab damals schon versucht, eine Halbtagsstelle oder einmal die Woche eine zu kriegen, und weil ich ziemlich viel abgewiesen geworden bin, hat sie immer wieder gesagt: `Probiern Sie es halt noch mal´. Und das hat mir auch immer wieder Selbstvertrauen gegeben.“*

Die Eltern schätzen an der Familienhelferin, dass sie als „normale“ Menschen akzeptiert und von ihr nicht abgewertet worden sind. Frau Mertz: *„Und dadurch, dass sie uns als ganz normale Menschen angenommen hat, und auch seine Familie, nicht so wie andere Leut, die sagen: `Schau dir die an´.“*

Wenn man abstrakt zusammenfasst, dann schildert Frau Mertz retrospektiv die Integration folgender Elemente eines konstruktiven Beratungsprozesses:

- Emotionale Unterstützung: Ausdruck von Engagement, Wertschätzung und Respekt; Beziehungsgestaltung
- Problemlösendes Tun: Unterstützung bei der Sammlung von Informationen und dem Ausprobieren, Herausfinden von Möglichkeiten, damit man sich besser organisieren kann oder wichtige Information hat für die jeweilige Situation, in der man sich befindet.

---

<sup>2</sup> Aus einem Interview, geführt im Rahmen des Projektes „Sozialpädagogische Familienhilfe in Deutschland“ des DJI, siehe dazu Helming u.a. 1999.

- Instrumentelle Unterstützung: praktische Hilfe und Entlastung, Orientierung an inner- und außerfamiliären Ressourcen, die gemeinsam mit der Familie gefunden, entwickelt und nutzbar gemacht werden müssen.

In einem Beratungsprozess entstehen jedoch heikle Balancen, es kann auch ein Zuviel an Expertise eingebracht werden. Eine Familienhelferin beschreibt eine Situation, in der ihre zuviel-an-Hilfe-Vorschläge von einer Mutter unterlaufen wurden, folgendermaßen: *„Ich hab ihr sehr viele Angebote gemacht, über den sozialpsychiatrischen Dienst, regelmäßige Unternehmungen, sei es Café, sei es Schwimmen gehen, sei es sonstige Gespräche, Unternehmungen mit den Kindern. Angebote: Was brauchst Du? Egal. Ja was denn? Und dann so eine ganze Palette runtergebetet, weil ich dachte, vielleicht rafft sie nicht, was ich damit meine. ... Und von ihr wollte ich: Was tust du jetzt für deine Psychohygiene, was machen wir miteinander? ... Und dann hab ich ihr gesagt, ich möchte, dass sie den Fernseher ausmacht, wenn ich komme. Ich käme ja eigentlich, um sie zu unterstützen in verschiedenen Sachen. Und was sie denn sonst noch von mir wollte? Da kam nichts mehr. Dann kam ich wieder mit dieser Riesenpalette von Möglichkeiten: Warum nicht sozialpsychiatrischer Dienst usw.? Und irgendwann ließ sie mich dann nicht mehr rein.“*<sup>3</sup>

Das Problem eines möglichen Zuviels an Expertise war im Beispiel eher praktisch orientiert,<sup>4</sup> aber gerade in der Beratung von Familien gibt es auch eine Gefahr des „Zu-Viel“ an Expertise durch Pädagogisierung und Verwissenschaftlichung vor allem auch der Eltern-Kind-Beziehungen mit dem Tenor der Optimierung. *„Erziehung ist heute zu einem Leistungssport geworden“*, so der dänische Familientherapeut Jesper Juul.<sup>5</sup>

Das Herz des Familienlebens sind intime, einzigartige und persönliche Beziehungen. Der Optimierungsgedanke in Bezug auf diese intimen, einzigartigen und persönlichen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern kann einerseits eine destruktive Seite haben, indem dadurch die Beziehungen in gewisser Weise standardisiert, gemessen und funktionalisiert werden in Richtung auf einen „Erfolg“ (vgl. Hermans 2012; Ungar 2013<sup>6</sup>). Andererseits hat es noch nie so viele reflektierende, bewusst erziehende und in ihrer Erziehung selbstkritische Eltern gegeben hat, die alles darauf ausrichten, dass ihr Kind keinen Schaden nimmt, und die es gezielt fördern wollen (Henry-Huthmacher/Borchard 2008). Reflexivität der Eltern – so eine ältere englische Studie – ist ein Indikator für Bindungssicherheit von Kindern (Fonagy/Target 1997; Fo-

---

<sup>3</sup> Aus einem Interview, geführt im Rahmen des Projektes „Sozialpädagogische Familienhilfe in Deutschland“ des DJI, siehe dazu Helming u.a. 1999.

<sup>4</sup> Allerdings werden im Zitat werden auch noch andere Probleme deutlich, die vermutlich einen konstruktiven Beratungsprozess verhindern: Abwertung der Mutter: *„vielleicht rafft sie nicht ...“*, Übergriffigkeit: Mutter soll den Fernseher ausmachen; Bedrängen: *„Was tust Du für deine Psychohygiene?“* usw.

<sup>5</sup> Zitat auf der Internetseite: [www.familylab.de/](http://www.familylab.de/)

<sup>6</sup> Interventionen können auch Schaden zufügen, insbesondere können sie für Kindern mit weniger Stress und guten Ressourcen eher unnützlich und intrusiv sein, im Gegensatz zu Kindern, deren Wohl massiv gefährdet ist, so z. B. Ungar 2013; vgl. auch Schmitt 1999.

nagy et. al. 2004). Das Ausmaß der Fähigkeit der Eltern zur Reflexivität hatte direkte positive Implikationen auf ihre Beziehung zum Kind.

### **3. Das Konzept des „Doing Family“ als Basis von Familienberatung**

Die Basis jeder Familienberatung muss also sein anzuerkennen, dass jede Familie ihre eigene Art und Weise des „Doing Family“, der Herstellung von Beziehungen hat. Dabei geht es um eine Sichtweise von Familien als einer Lebensform, die auf der Basis von alltäglichen Fürsorgeleistungen und in Interaktionen „hergestellt“ werden muss (vgl. Jurczyk 2007. „Doing Family“ bedeutet – leider haben wir keinen äquivalenten deutschen Begriff – dass Familie das ist, *„was man aus ihr in Interaktionen macht“* (Schweizer 2007, S. 109). Dieses „Doing Family“ meint Prozesse, „in denen in alltäglichen und biographischen Interaktionen Familie als gemeinschaftliches Ganzes permanent neu hergestellt wird. „Doing Family“ bedeutet Familien zu verstehen als emotionsbasierte Systeme von Interaktionen und Beziehungen mit

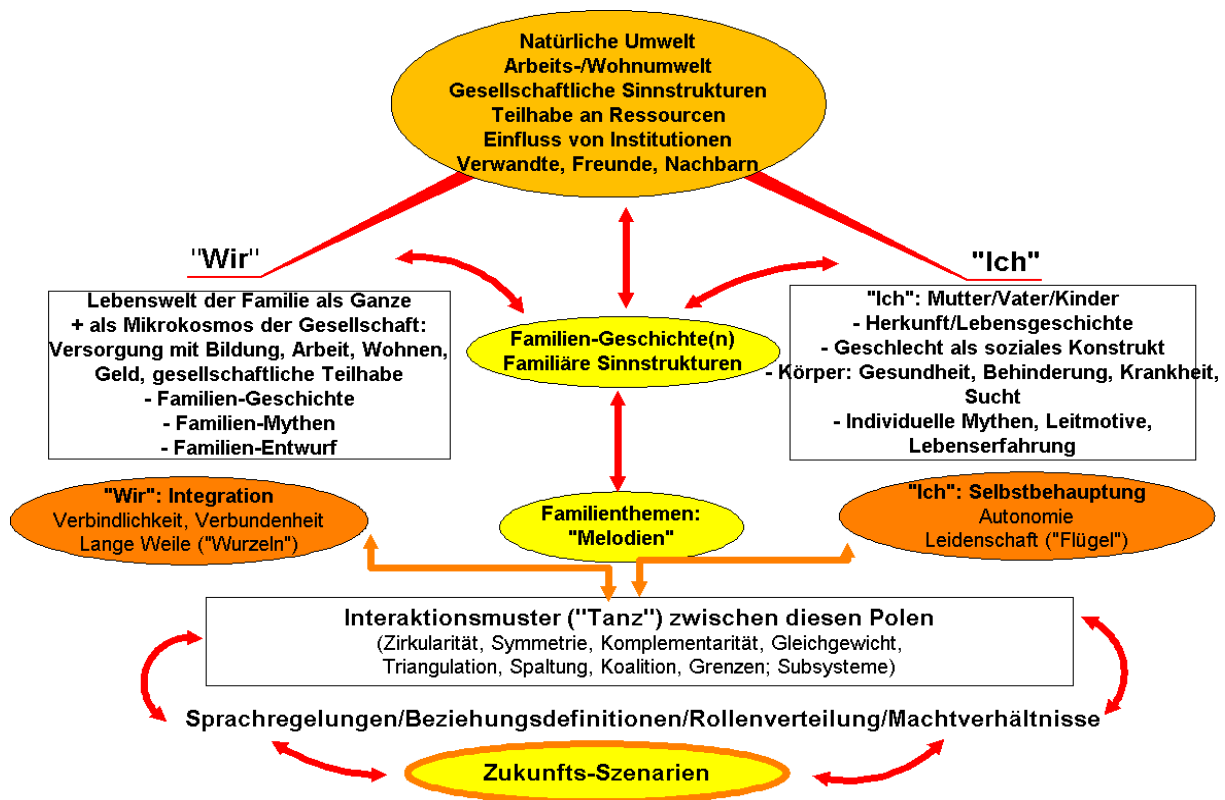
- Fokus auf gegenseitiger Fürsorge zwischen Generationen und Gender-Gruppen
- Notwendigkeit von Co-Präsenz
- Vielfalt von Familienformen, Interaktionen, Haltungen

Familie leben bedeutet Verknüpfung von alltäglichen und biographischen Prozessen (vgl. Jurczyk 2007). Wenn wir Familie auf diese eher interaktionale Weise denken,<sup>7</sup> hat das Konsequenzen für die Art der Unterstützung und Beratung von Familien. Man bezieht ein, dass Familien sehr unterschiedliche Wege in der Gestaltung ihres Lebens entwickeln und sich ganz unterschiedlichen Herausforderungen gegenüber sehen, z. B. in unterschiedlichen Ethnien bspw. oder Familienformen wie bspw. Alleinerziehenden und respektiert die Leistung von Familien für die Gesellschaft. Dabei gilt es zu sehen, wie komplex allein die innerfamiliären Beziehungen sind, dadurch geprägt, dass jedes „Ich“ in der Familie mit seiner jeweiligen Herkunft und Lebensgeschichte, mit Geschlecht als sozialem Konstrukt, seiner Leiblichkeit und den Sinnen, mit individuellen Mythen und Leitmotiven seines Lebens und seiner Lebenserfahrung dazu beiträgt, ein „Wir“ herzustellen, die Lebenswelt der Familie als Ganze und als Mikrokosmos der Gesellschaft.

So entsteht aus einer Integration der individuellen Geschichten eine Familien-Geschichte, die durch viele Faktoren moduliert werden, die wiederum die individuellen Geschichten und Entwicklungen beeinflussen:

---

<sup>7</sup> In Anknüpfung auch an die Vorträge von Klaus Schneewind und Eva Wunderer auf der Tagung.



(nach Welter-Enderlin 1993)

Daraus entstehen:

- Sinnstrukturen, die dem „Doing Family“ ein Dach geben: Gibt sich die Familie bspw. einen eher religiösen Sinn in der weitesten Definition oder einen eher säkularen Sinn?<sup>8</sup>
- Familien leben gemeinsame „Melodien“, die dem alltäglichen Handeln eine Richtung verleihen, was z. B. wird als besonders wichtig erachtet: Selbstständigkeit oder Familialität? Anpassung an gesellschaftliche Normen oder Selbstverwirklichung; Traditionalität oder Modernität?
- Es entstehen typische Familienthemen (wie z. B. wiederkehrende Benachteiligungen oder nicht klappende Balancen).

Dies einzubeziehen in jegliche Familienberatung wird dann zu dem, was Frau Mertz im obigen Beispiel nennt: „*Sie hat uns als **normal** angenommen*“.

Wie relevant gerade auch die Beachtung der Familiendynamik ist, so dass es in der Beratung von Familien nicht um Anleitung und fürsorgliche Belehrung geht, sondern um viel mehr, zeigte auch eine Analyse der Wirkung von Sozialpädagogischer Familienhilfe (SPFH) in der DJI-Studie zu SPFH in Bayern. Es ergaben sich drei besonders günstige Bedingungen hinsichtlich eines Erfolges von SPFH: Es arbeiteten in den Familien Fachkräfte, die mehr als drei Jahre Erfahrung in diesem Arbeitsgebiet hatten, deren SupervisorIn hatte eine therapeutische Ausbildung/Praxis, „Familiendynamik“ war als erster Arbeitsbereich gesetzt (vgl. Helming 2011).

<sup>8</sup> Es geht mir hier und in den folgenden Punkten **nicht um eine Bewertung** der nur holzschnittartig als Beispiele aufgeführten Alternativen.

#### 4. Mehrdimensionalität von Problemen in Familien

Probleme von Familien sind zumeist mehrdimensional, Situationen, in denen Familien beraten werden, weisen häufig die Merkmale „*schlecht strukturierter Problemlagen*“ auf (Heiner 1988):

- Die Beschreibung der Beschaffenheit der Probleme ist schwierig (Diffusität) und die wechselseitige Verknüpfung und Beeinflussung der Elemente sind zu beachten (Vernetztheit). Materielle Probleme beispielsweise, die vielleicht von außen leicht lösbar erscheinen, können eine bestimmte Dynamik innerhalb von Beziehungen erhalten, die Lösungen sehr schwierig machen.
- Es muss eine große Anzahl von Elementen berücksichtigt werden (Komplexität).
- Es sind mehrere Zielsetzungen gegeben, die sich widersprechen können (Zielkonflikte). Mütter, Väter, Kinder, Mädchen und Jungen, ältere und jüngere Kinder könnten jeweils Unterschiedliches wollen, unterschiedliche Sichtweisen haben auf ihre Familie.

Die niederländische Familientherapeutin Katie Weille (2012) spricht von Familienleben als „*Achterbahn*“. *„Elternschaft bedingt eine enorme Vulnerabilität von allen Eltern. Eltern sind verletzlich durch unsere professionellen Beurteilungen, sie sind verletzlich gegenüber ihrem eigenen Gefühl von Versagen, es schmerzt sie, wenn ihre Kinder verletzt sind, die Drohung von Verlust lauert immer.“* (ebd. S.5, Übersetzung d. Vf.).

Sie plädiert in dieser Hinsicht dafür, jegliche psychosoziale und auch medizinische Ausbildung von Fachkräften, die mit Eltern, mit Familien zu tun haben, müsse curriculare Elemente enthalten, die sich auf die Ambivalenzen und Dilemmata von Elternschaft beziehen, in denen Fachkräfte üben, die Interaktionen mit Eltern konkret zu gestalten.

Jesper Juul spricht in diesem Sinn von Laboratorium, Familienberatung muss eher einem Laboratorium entsprechen, *„in dem man finden, wieder finden, erfinden und mit seiner eigenen Art und Weise, seine Familie zu entwickeln, experimentieren kann“* ([www.familylab.de/](http://www.familylab.de/)).<sup>9</sup>

#### 5. Grundkompetenz: Balance vielfältiger Ambivalenzen

Das bedingt, dass in der Beratung von Familien ebenfalls vielfältige Ambivalenzen zu bedenken sind, Ambivalenzen, die zu balancieren eine Grundkompetenz in der Beratung von Familien darstellt:

- Widersprüchlichkeit der Aufträge und Perspektiven
- Spannungsverhältnis: Unterstützung der Eltern bzw. der gesamten Familie – Schutz der Kinder
- Ressourcenorientierung – ohne die Defizite/Schwierigkeiten der Familien außer acht zu lassen
- Beratung ist Fremdhilfe zur Selbsthilfe: Anspruch der BeraterIn an die Familie, sich zu verändern – Veränderungsbereitschaft der Familie selber<sup>10</sup>

---

<sup>9</sup> Dem entspricht ja auch das von Klaus Schneewind auf der Tagung vorgestellte Elterncoaching-Konzept „Freiheit in Grenzen“.

- Anpassung der Familien an gesellschaftliche Normen, Notwendigkeit der Integration – Selbstbehauptung und Eigensinn/individuelle bzw. familiäre Lebensentscheidungen
- Persönliches Engagement in der unmittelbaren Beziehung zu den Familien – Methodik und Pragmatismus der Professionalität
- Arbeit am Einzelfall versus Gemeinwesenarbeit und sozialpolitisches Einmischen, um die Strukturen zu verändern, die zu den Problemen geführt haben (wie bspw. Arbeitslosigkeit, Bildungsbenachteiligung, Defizite kommunaler Infrastruktur ...)

## 6. Weitere Aspekte eines Kompetenzprofils in der Familienberatung

### a) Fähigkeiten methodischen Handelns

Auf einer abstrakten Ebene ist professionelles Handeln immer auch methodisches Handeln, also es geht um *Fähigkeiten methodischen Handelns*:

- Analyse der Rahmenbedingungen
- Analyse der Situation und der Probleme
- Bestimmung und Operationalisierung von Zielen und Herausarbeiten des *Anliegens* der Familien<sup>11</sup>
- Planung von Handlungen (einzelne Situationen und konzeptionell)
- Analyse der Handelns in Entscheidungssituationen
- Analyse des Handelns in kritischen Situationen (Handlungsregeln)
- Selbstevaluation
- Begründung und Dokumentation
- Transparenz und Intersubjektivität

(nach Hiltrud von Spiegel)

### *Inhaltliche Grundlagen methodischen Handelns*

- Lösungsorientiertes, ressourcenorientiertes Denken - ein Ansatz, der in der sozialen Arbeit, die mit Defiziten/Schwierigkeiten/Problemen zu tun hat als Ausgangspunkt ihres Tätigwerdens, keineswegs selbstverständlich ist und einige Übung verlangt; Integration von Achtung und Respekt den Familien gegenüber als Basis des Handelns.

---

<sup>10</sup> Siehe auch unten, Punkt 6d.

<sup>11</sup> Vgl. dazu Mathys u.a. 2013, Absatz 5: „Der Unterschied zwischen Modellen, die in den Kategorien von Problemen, Zielen und Planstrukturen denken und dem Konzept des Anliegens ist von Bedeutung: In der Problemstellung ist bloß ein Sachverhalt konstatiert, aus dem höchstens implizit Leitlinien für die Problembearbeitung zu erschließen sind. Im Anliegen hingegen wird festgelegt, was mit der Problemstellung im Beratungsgespräch gemacht werden soll [...]. Das Anliegen beinhaltet also eine stärker interaktive Komponente, welche einerseits die BeraterInnenkompetenz mit einschließt und andererseits auch die ‚latente Problemorganisation‘ [...] erfasst. Auch in der narrativen Konzeption des Anliegens sind diese beiden Aspekte, insbesondere der Letztere, von Bedeutung.“



- Strukturiertes Handeln in Balance mit dem Einlassen auf den eher diffusen und chaotischen Alltag
- Systemisches Wissen und Denken: die Familien innerhalb der größeren sozialen Systeme wahrnehmen, das System der Familie selbst erkennen, zu kontextuellem Denken fähig sein;
- Fähigkeit zu Selbstreflexion und Selbstevaluation, zur Hypothesenbildung und -überprüfung, zum Verwerfen der eigenen Hypothesen
- Kooperationsfähigkeit und Aushandlungskompetenzen in viele Richtungen, sei es in der Zusammenarbeit mit der Familie, sei es mit anderen Institutionen und/oder Professionen.

### **b) Soziale, familien- und kontextbezogene Kompetenzen**

Beraterinnen müssen fähig sein, auf die aktuelle Situation der Familie einzugehen – Eltern, dort abholen, wo sie stehen, nennt man das manchmal – leichte programmatische Sätze, die natürlich höchst komplex umzusetzen sind.

In einer Übersicht über britische, australische, kanadische und US-amerikanische Forschungsstudien in den Jahren 2000 – 2009 (C4EO 2010) , in denen es um wirksame Hilfen für Familien ging, deren Mitarbeit nur schwer zu gewinnen und die sich einer Veränderung und der Zusammenarbeit tendenziell widersetzen, wird hervorgehoben, dass Beraterinnen und Berater einen

- biografischen
  - familiengeschichtlichen und
  - ökologischen Ansatz verfolgen sollten.
- *Biografisch*: Einbezug der Lebensgeschichte der Eltern mit ihren Erfahrungen von Benachteiligung, in welcher Form auch immer, sei es durch soziale Deprivation, durch Genderdummheiten, Vorerfahrungen von emotionaler oder physischer Gewalt.
  - *Familiengeschichtlich*: Berücksichtigung der Verstrickung von Eltern in ihre eigene Herkunftsfamilie, aber auch Möglichkeiten der Unterstützung durch das erweiterte Familiensystem, Bindungen und Beziehungen fördern, manchmal wieder aufbauen helfen ...
  - *Ökologisch*: Organisation von sozialer Unterstützung, Arbeit an der Integration von Eltern und Kinder in die Kommune, soziale Verbundenheit fördern.

Was die Berücksichtigung dieser drei Aspekte bedeutet, möchte ich mit den Worten eines großen Soziologen des 20. Jahrhunderts, Pierre Bourdieu (1997, S. 786) sagen: Es geht auch darum, „*sich gedanklich an den Ort zu versetzen, den die KlientInnen im Sozialraum einnehmen, um sie von diesem Punkte aus zu fordern und von dort aus sozusagen Partei für sie zu ergreifen [...], [das] heißt eben nicht, das Selbst auf den anderen zu projizieren [...]. Vielmehr geht es darum, ein generelles und genetisches Verständnis der Existenz des anderen anzustreben, das auf der praktischen und theoretischen Einsicht in die sozialen Bedingungen basiert, deren Produkt er ist, d.h. die Lebensgeschichten in ihrer Einzigartigkeit und Allgemeinheit zu*

*verstehen.*“ Bourdieu hat in seinem Buch „Das Elend der Welt“ (1997) insbesondere hingewiesen auf das Leid, das durch soziale Positionierung am gesellschaftlichen Rand entsteht, in dem Menschen die Anerkennung ihres So-Seins versagt wird, und sie sich diese häufig ja auch selbst versagen. Der Sozialphilosoph Axel Honneth spricht davon, dass in unserer Gesellschaft, in der wir das Problem des Hungers so weit gelöst haben, soziale Anerkennung ein zentrales Bestreben ist: *„Anerkennung ist ein Schlüsselbegriff unserer Zeit. Gesellschaftliche Konflikte werden von den Beteiligten meist nicht nur als Kämpfe um materielle Besserstellung beschrieben, sondern ebenso als Kämpfe um Anerkennung. Menschliches Sozialverhalten wird auch vom Bemühen motiviert, emotionale Zuwendung, Achtung, Respekt und individuelle Wertschätzung zu erlangen. Die Erfüllung von Anerkennungsbedürfnissen ist eine notwendige Bedingung für die Ausbildung unbeschädigter intersubjektiver Beziehungen und personaler Identität.“*<sup>12</sup>

Grundprinzipien der Anerkennung in der Beratungssituation sind dabei in gewisser Weise Zuhören und Fragenstellen, statt Behaupten und Beschreiben. Danach zu fragen und aufmerksam zu hören, was andere denken und wollen, warum sie handeln, wie sie es tun: Auf der Basis von respektvoller Neugier sollte dies die Grundhaltung von TherapeutInnen und BeraterInnen sein. Gutes Zuhören ist eine große Kunst, normalerweise fängt beim Zuhören sofort der eigene „Film“ an: Wir lehnen ab, befürworten, finden eigene Erinnerungen usw., wir identifizieren oder distanzieren uns. Wenn wir dem eigenen „Film“ zu sehr Aufmerksamkeit geben, kann es sein, dass wir z.B. gleich anfangen, eine

- eine Erklärung für das Verhalten zu geben: „Das ist doch klar, wenn Sie sich so verhalten, dann ...“
- trösten: „Das kann doch jedem passieren ...“
- beschwichtigen: „Morgen denken Sie schon nicht mehr dran ...“
- Inquisitorisches Nachfragen: „Wie kommt das? Warum ....?“
- einen Ratschlag geben: Sofortlösung vorschlagen
- die Reaktion des Gegenüber abwerten: „Regen Sie sich doch nicht darüber auf“ oder: „Das ist doch nicht so schlimm ...“, „Das bilden Sie sich nur ein ...“
- die Reaktion verändern wollen: „Wenn Sie einfach etwas gelassener wären ...“ u.a.m.

Zuhören ist der erste Schritt, anderen Wertschätzung zu erweisen. Achtsames Zuhören ist mehr als Worte aufnehmen: *„Wir verstehen besser, wie und warum andere zu ihrer Sichtweise gelangt sind. Dieses Verstehen befähigt uns zu gegenseitiger Achtung und Vertrauen; wir fühlen uns frei, unser Bewusstsein zu öffnen und die Skala der möglichen Problemlösungen zu erweitern.“* (Shafir 2001, S. 19). Familien „verstehen“ zu wollen in diesem Sinn“ ist nicht moralisch gemeint, als Vergeben oder Verzeihen; Verstehen von Handlungen entlässt die Akteure nicht aus der Verantwortung. Es bedeutet in diesem Zusammenhang nicht, herauszufinden, „wie die Dinge wirklich sind“,

---

<sup>12</sup> Aussage auf der homepage des Instituts für Sozialforschung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt: <http://www.ifs.uni-frankfurt.de/forschung/anerkennung/index.htm>; [21.1.2013].

sondern ein Einlassen auf einen Gedankenaustausch, in dem besser wahrgenommen wird, wie „Dinge, Ereignisse, Verhaltensweisen, Selbst und Umwelt“ miteinander verbunden sind (von Schlippe/Schweitzer 1996, S. 199).<sup>13</sup>

Offene Fragen zu stellen heißt dann, die selbstverständlichen und impliziten Deutungsmuster, derjenigen, die beraten werden, „in Frage zu stellen“; denn etliche Interpretationen/Bewertungen von Realität, vor allem im Bereich unserer sozialen Konstrukte, schränken unsere Handlungsfähigkeiten so ein, dass wir nach anderen suchen (sollten oder wollen).

KlientInnen erwarten ja auch einerseits von BeraterInnen einen gewissen *Überhang* an Wissen und Erfahrung; sie erwarten, dass BeraterInnen aktiv Informationen geben, Vorschläge einbringen, Regeln definieren, Hintergründe, Beispiele und Möglichkeiten aufzeigen – und möglicherweise auch das Denken öffnen gegen gesellschaftliche *Mainstream*-Vorstellungen (z. B. in Stieffamilien, dass Stiefväter häufig versuchen, Autorität auszuüben, unterstützt von den Müttern, bevor diese durch einen emotionalen Beziehungsaufbau von den Kindern akzeptiert wird; in Familien alleinerziehender Mütter, dass diese ohne Mann nicht in der Lage sind, Kindern gegenüber ausreichende Autorität zu verkörpern usw.). Das wiederum beinhaltet die Gefahr, dass ExpertInnen in der Beratung ihren „Überhang“ an Wissen in einem bestimmten Bereich als Definitionsmacht über die NutzerInnen von Beratung ausüben, worauf ich anfangs schon hinwies.

*In Bezug auf Vorgehensweisen in der Zusammenarbeit mit der Familie bedeutet dies:*

- Fähigkeit zur Balance aus freundlicher Anbindung und professioneller Distanz
- Arbeitsbündnis herstellen im Prozess einer gemeinsamen Zielfindung unter Klärung der Aufträge, Transparenz der Arbeit
- Vielfältige Beratungsansätze und Gesprächsführung: Zuhören und Fragen stellen; kreative Ansätze: Skulptur, Rollenspiel, Strukturierungshilfen im Alltag, Rituale, Familiengeschichte mit Bildern, Metaphernarbeit, Fantasie für Lösungsmöglichkeiten, Hypothesenbildung
- Strukturierung von Familien-“Konferenzen“, Paargesprächen

---

<sup>13</sup> Gegenüber Personen, die in der Kindheit Vernachlässigung und Misshandlungen erlebt haben und damit wenig Gefühl für ihre eigene Handlungsfähigkeit haben, ist so etwas notwendig wie „Co-Konstruktion“, „Mentalization Based Treatment“: Die Therapeutin muss einen mentalisierenden Standpunkt einnehmen, d.h. versuchen, durch verstehendes Nachvollziehen, dass aber offen bleibt für Korrektur, gewissermaßen auch bei der KlientIn Neugier für sich selbst hervorzurufen unter der Annahme, dass die KlientIn die ExpertIn ihrer eigenen Gedanken und Gefühle ist. Wenn Therapeutinnen gegenüber Personen eine Interpretation oder Meinung äußern, „*gebrauchen sie Formulierungen wie 'Ich frage mich, ob vielleicht ...' und sie sind bereit, ihre Meinung zu modifizieren und Fehler zuzugeben.*“ (Bateman/Fonagy 2006, S. 303, Übersetzung d.Vf., zitiert nach Schiavone/Links 2013, S. 236). Diese Haltung erlaubt Klientinnen und Klienten, ihre Umgebung selbst zu gestalten und ihre Erfahrungen zu reflektieren, und so wird ihre eigene Handlungsfähigkeit gefördert.

- Austausch – und Vermittlungsprozesse in Gang bringen auf verschiedenen Ebenen: Zwischen Kindern und Eltern, Vater und Mutter, Geschwistern, zwischen der Familie und Verwandten, Nachbarn und dem weiteren Umfeld: Institutionen, Behörden usw. wie Kitas und Schulen, Gesundheitssystem usw.

### **c) Selbstbezogene Kompetenzen**

Die bereits zitierte britische Übersicht (CE4O 2010) über Forschungsstudien in Bezug auf effektive Vorgehensweisen in der Arbeit mit Familien konstatiert, dass die Haltungen und das Verhalten der individuellen Fachkräfte eine wesentliche Wirkung in Bezug darauf hatten, ob Familien die Unterstützung aktiv annahmen. Der C4EO-Bericht geht vorsichtig davon aus, dass es nicht nur der *Typus* der Intervention ist, sondern auch die *Art der Beziehung*, die zwischen BeraterIn und Familie entsteht, eine Wirkung auf den Erfolg hat – was wir ja auch aus der Therapieforschung wissen und was gleichermaßen für Beratung gilt. Die eigene Praxis der Beziehungsherstellung und die der Adressierung von KlientInnen gilt es sich also bewusst zu machen (vgl. auch NZFH 2012, S. 39).

Auch Eileen Munro (2009, 2011), die sich intensiv mit dem britischen Kinderschutzsystem beschäftigt hat und eine Vorgehensweise der Auswertung und Analyse von schwierigen Fallverläufen entwickelt hat, betont die Notwendigkeit emotionaler Intelligenz von Fachkräften, von Reflexionsfähigkeit als wichtigem Faktor im Kinderschutz.

Es wird im CE4O-Bericht darauf hingewiesen, dass auch Fachkräfte auch Widerstände haben können, was die Arbeit mit bestimmten Familien betrifft. Dabei geht es nicht darum, dass Fachkräfte keine negativen Gefühle haben dürfen, sondern diese wahrnehmen und sie regulieren zu können (vgl. dazu auch Kuhl 2009): *„Eltern rufen unsere stärksten emotionalen Antworten hervor. Vielleicht weil wir uns alle damit identifizieren können, ein Kind zu sein, und die meisten von uns können sich auch identifizieren damit, ein Elternteil zu sein. Das macht eine Menge persönlicher Reaktionen aus“* (Weille 2012).

Im Prinzip sind hier traditionelle Werte Sozialer Arbeit angesprochen, aber wir können keineswegs annehmen, dass sie in der Praxis immer auch gelebt werden. Forrester et al. (2008a and b) haben bspw. in zwei Studien die *Kommunikationsfähigkeiten* von SozialarbeiterInnen untersucht. In einer Studie (Forrester et al 2008a) wurden die Gespräche der an der Studie sich beteiligenden SozialarbeiterInnen mit schauspielenden Sozialarbeitsstudentinnen, die die Rolle einer Mutter mit Alkoholmissbrauch spielten, auf Band aufgenommen. Die SozialarbeiterInnen sollten ihre Besorgnis um das Wohl der Kinder zum Ausdruck bringen und Hilfe anbieten. Die Studentinnen, die die Mütter darstellten, wussten nicht, was genau die Ziele der Studie waren Sie sollten schwieriges, ablehnendes Verhalten simulieren, also die Probleme leugnen, verkleinern, oder aber auch zugeben und sich öffnen, je nach Gesprächssituation. Die SozialarbeiterInnen nutzten eine Reihe von Kommunikationsmethoden, aber überraschend fanden die ForscherInnen, dass die Fachkräfte – und die meisten waren durchaus erfahren – sehr viele geschlossene Fragen benutzten. Dabei schien insbesondere der Gebrauch

von komplexer Reflexion und von offenen Fragen die „KlientInnen“ am meisten zu bewegen, sich zu öffnen.<sup>14</sup>

In der zweiten Studie wurden SozialarbeiterInnen gebeten, auf eine Reihe typischer Statements von Eltern in hypothetischen Interviews eine Antwort zu geben. Die Studie ergab, dass die Fachkräfte im Großen und Ganzen einen sehr konfrontierenden Stil zeigten, wenig zuhörtten, wenig nachfragten, eher direkt die Anmerkungen der KlientInnen herausforderten, in Frage stellten oder ignorierten.

Problematisch kann es allerdings auch auf der anderen Seite werden, wenn Fachkräfte der Sozialen Arbeit unbedingt „nett“ sein möchten und – wie eine niederländische Studie herausfand (Nijnhatten et al. 2001) – in Interaktionen mit Eltern, die auf Video aufgenommen und ausgewertet wurden, in hohem Maß ihre Machtposition, die sie ja haben, wenn es um das Kindeswohl geht, möglichst herunterzuspielen und zu leugnen versuchten, was ein Misstrauen von Eltern eher noch erhöht.

Interessant sind in dieser Hinsicht auch die Ergebnisse eines kleineren Forschungsprojekts zu Theorie-Praxis-Verzahnung im Bereich der öffentlichen Jugendhilfe (Finke/Punge/Averbeck 2012): 49 Studierende der Sozialen Arbeit haben praxisbegleitend im Jugendamt gearbeitet, ein Teil von ihnen – als auch ein Teil der diese Studierenden begleitenden Fachkräfte im Jugendamt – hat sich an einer Evaluation beteiligt. Ein Ergebnis war, dass nach der Selbsteinschätzung der Studierenden Gesprächsführungskompetenzen zu den am schlechtesten ausgebildeten Handlungskompetenzen gehörten.

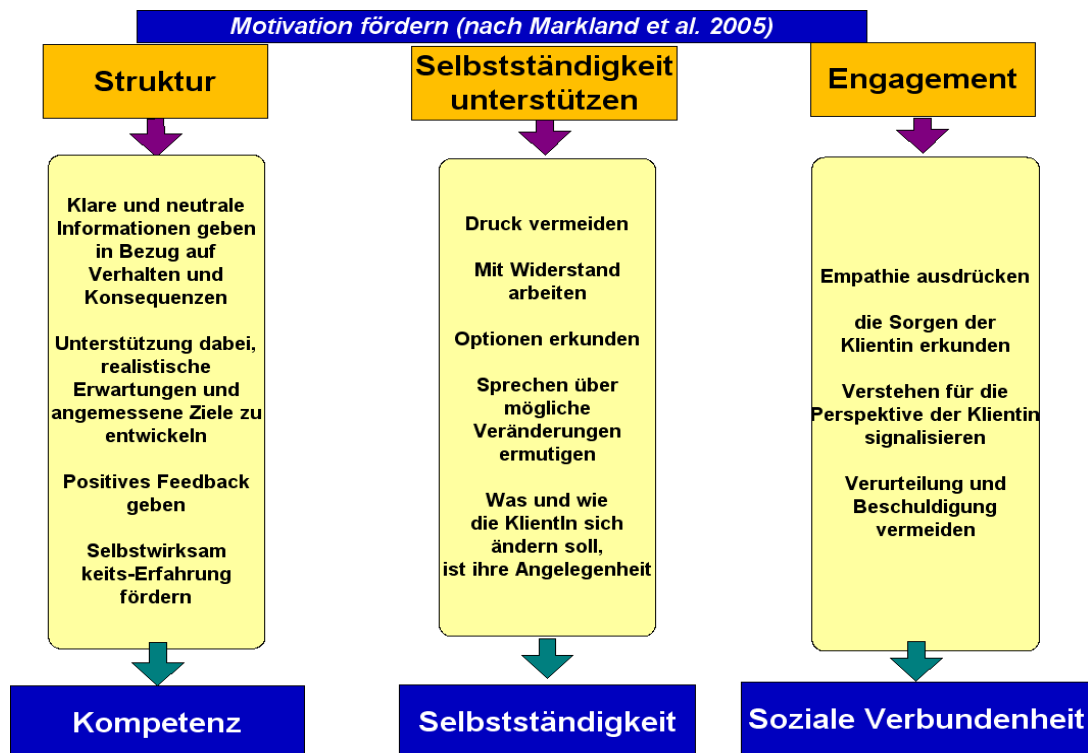
#### **d) Kompetenz, Motivation für Veränderung herzustellen**

Ein wichtiger Aspekt ist die Fähigkeit, überhaupt Motivation zu Veränderungen zu fördern. Wir wissen, wie hartnäckig manche unserer emotionalen, unserer Denk- und Handlungsmuster sich Veränderungen verweigern, wie ambivalent wir schwanken können zwischen Wunsch nach Veränderung und Lösung von Problemen und Festhalten an bekannten Mustern. Hier geht es also in der Beratung wieder um den Umgang mit Ambivalenz und Widerstand, die als normale Reaktionen akzeptiert werden. KlientInnen werden ermutigt, alternative Perspektiven auf die Probleme zu bedenken (vgl. dazu auch Turnell/Essex 2006). *„Neben Konzepten und Kompetenzen für ein produktives Arbeiten mit Widerstand sollten die Fachkräfte über ausdifferenzierte Konzepte zu Motivation und Willenskraft verfügen. Diese sind, ebenso wie der konstruktive Umgang mit Widerstand, ein Schlüssel zu Veränderungsprozessen.“* (NZFH 2012, S. 14). Um das Thema der Herstellung von Motivation geht es z. B. im „Motivational Interviewing“, einem Ansatz, der aus der Suchtberatung stammt und auch in Familien mit gravierenden Problemen eingesetzt und als erfolgreich evaluiert wurde. Für entscheidend wird gehalten, dass Fachkräfte sich nicht ärgern über die negativen Gefühle von KlientInnen, die diese ver-

---

<sup>14</sup> Ähnlich auch die folgende Studie: Gelingende und misslingende Beziehungsaufnahmen mit Patientinnen nach Suizidversuch (Frei u.a. 2012).

mutlich mit der Akzeptanz von Unterstützung verbinden, sondern diese Gefühle anerkennen (vgl. Markland et al. 2005, S. 819). Im folgenden Schaubild sind die Elemente des Motivational Interviewing zusammengefasst:



## 7. Entwicklung von Kompetenz

Wenn man anfängt, Kompetenzen zu definieren, besteht vielleicht die Gefahr, so etwas zu konstruieren wie die „ideale“, „perfekte“ BeraterIn, also letztlich Fachkräfte eher zu deprimieren, statt zu ermutigen. Ähnlich wie durch allzu pädagogische Anforderungen an Eltern („heilige Familie“) könnte damit eine Überforderung auch auf Seiten der Familienberaterinnen und Familienberater entstehen im Streben danach, eine „heilige“ Familienberaterin oder ein „heiliger“ Familienberater“ zu sein.<sup>15</sup>

Deshalb geht es auch um Kompetenzentwicklung und dafür bedarf es entsprechender Rahmenbedingungen. Das Britische “College of Social Work” (<http://www.tcsw.org.uk/home/>) hat bspw. eine Grundstruktur professioneller Fähigkeiten Sozialer Arbeit in Form von neun Bereichen definiert, wobei für jede Stufe der Tätigkeit – von der Anfängerin bis hin zur Leitungs-

<sup>15</sup> Im NZFH wurde bspw. ein Kompetenzprofil von Familienhebammen entwickelt (NZFH 2013), in dem sehr detailliert dargestellt wird, was eine Familienhebamme „kann“, vor dessen Hintergrund eine Hebamme letztlich nur scheitern kann. Wenn man es allerdings als Definition von Entwicklungsbereichen versteht, kann es hilfreich sein auch für SozialpädagogInnen, da – neben hebammenspezifischen Aspekten – auch ausführlich allgemeine Beratungskompetenzen beschrieben werden.

person – in den einzelnen Bereichen differenziert wird, in welchem *Ausmaß* die jeweilige Fähigkeit ausgebildet sein sollte. Die Bereiche sind ([www.tcsw.org.uk/pcf.aspx](http://www.tcsw.org.uk/pcf.aspx); Übersetzung d.Vf.):

1. PROFESSIONALITÄT: Sich als Fachkraft identifizieren und handeln, sich engagieren für eine Weiterentwicklung der Profession
2. WERTE UND ETHISCHE PRINZIPIEN: Ethische Grundlagen und Werte Sozialer Arbeit anwenden als Leitlinien professioneller Praxis
3. DIVERSITÄT: Diversität erkennen und antidiskriminierungs- und antiunterdrückungs-Prinzipien in der Praxis umsetzen
4. RECHTE, GERECHTIGKEIT UND ÖKONOMISCHE "WOHLFAHRT": Engagement für Menschenrechte, Soziale Gerechtigkeit fördern und ökonomisches Wohlbefinden
5. WISSEN: Anwendung von Sozialwissenschaft, Recht und Sozialarbeitswissen
6. KRITISCHE REFLEXION UND ANALYSE: Kritische Reflexion und Analyse nutzen, um informierte und begründete professionelle Entscheidungsprozesse bereit zu stellen
7. INTERVENTIONEN UND HANDLUNGSKOMPETENZ: Urteilsfähigkeit und Autorität in Bezug auf Einzelne, Familien und Kommunen gebrauchen, um Unabhängigkeit zu fördern, für Unterstützung zu sorgen und Schaden, Vernachlässigung und Misshandlung zu verhindern
8. KONTEXT UND ORGANISATIONEN: Sich beteiligen an, sich informieren über und flexibel handeln in den Kontexten, die die Praxis beeinflussen; effektiv arbeiten innerhalb des eigenen organisationalen Bezugssystems und zur Entwicklung von Diensten und Organisation beitragen; effektiv innerhalb interdisziplinärer und bereichsübergreifender Settings kooperieren
9. PROFESSIONELLE LEITUNG: Verantwortung für professionelles Lernen und die Entwicklung von Anderen durch Supervision, Mentoring, Einschätzung, Forschung, Lehre, Leitung und Management übernehmen.

Professionelle Kompetenzen sind nicht fertige „Produkte“, sondern entfalten sich in einem Prozess, der allerdings bestimmte Rahmenbedingungen braucht. Sie entwickeln sich innerhalb geeigneter Arbeitsbedingungen. Gemeinsame Reflexion von Erfahrungen – bspw. gerade auch das Lernen aus schwierigen Beratungsverläufen<sup>16</sup> – ist dabei der Königsweg, Handlungskompetenz zu erwerben. Weder abstraktes Wissen noch unreflektierte Praxis macht die Expertin/den Experten aus. Gruber und Rehl (2003) sprechen in diesem Zusammenhang von tragem Wissen, das der Komplexität des Alltags nicht gerecht wird und in alltagsnahen Problemsituationen nur unvollständig angewandt werden kann.

*„Durch eine wenig anwendungsbezogene, abstrakte und künstlich systematisierte Form der Wissensvermittlung, die der Komplexität des Alltags nicht gerecht wird, kann es zu ‚trägem Wissen‘ (inert knowledge) kommen. Solches Wissen kann zwar im schulanalogen Kontext genutzt werden, in dem es erworben wurde, etwa bei Prüfungen; in komplexen, alltagsnahen Problemsituationen gelingt die Wissensanwendung jedoch oft nur unvollständig oder überhaupt nicht“ (ebd. S. 23). Aber auch Praxis allein macht noch nicht den Experten oder die Expertin, denn „Bloße, unreflektierte Praxis hat selten Lernwert“ (ebd. S. 25). Gruber/Rehl plädieren also für situierendes, fallbasiertes Lernen und Problemlösen durch reflektierte Erfahrung, insbesondere natürlich auch mit Kolleginnen und Kollegen.*

Dazu braucht es auch Arbeitsstrukturen, in denen es möglich ist, gemeinsam mit den Kolleginnen und Kollegen reflexive Handlungsweisen zu leben. Es braucht Orte und Zeit für den Austausch von Erfahrungen der praktischen Arbeit. Aber neben Selbstevaluation ist sicher auch ein Blick von außen notwendig, da wir die Tendenz haben, aufgrund von bestimmten Handlungsmustern bestimmte Informationen nicht wahrzunehmen und Handlungen im Nachhinein zu legitimieren, d. h. kognitive Dissonanz zu reduzieren. Fachkräfte in Teams können sich hinsichtlich ihrer Einschätzungen aneinander anpassen, Organisationen können blinde Flecken teilen. Deshalb braucht es immer wieder auch einen Blick von außen durch Supervision. Es beinhaltet eine behutsame und geduldige Fehler-Kultur, die es ermöglicht, ein Scheitern von Zusammenarbeit mit Eltern nicht nur auf die Eltern zu beziehen, die halt nicht „erreichbar“ sind, sondern genau und achtsam wahrzunehmen, wie man als Fachkraft beteiligt ist, ob z. B. das Kooperationsangebot demotivierend formuliert war, Disziplinierungs-, Abwertungs- oder gar unterschwellige Strafimpulse enthielt oder Gleichgültigkeit und Resignation usw. Respekt muss auf der Handlungsebene sichtbar werden, sich ausdrücken im Sprechen, in Gesten, und dieses mit Insistenz, aber auch viel Humor und eine gewisse Leichtigkeit: *„Wir haben unser Leben nicht gelöst, wir werden auch das der KlientInnen nicht lösen.“*

Mit dem folgenden Zitat möchte ich noch einmal zusammenfassen, wofür es mir vor allem geht: Der Neurophilosoph Detlef Linke spricht von Handlungsbewusstsein, das wir hervorrufen müssen, entwickeln müssen: Was tue ich, wenn ich etwas tue? – statt Absichten mit Hand-

---

<sup>16</sup> Vgl. dazu das DJI-Projekt „Aus Fehlern lernen“ im Rahmen des Nationalen Zentrum Frühe Hilfen: <http://www.fruehehilfen.de/qualitaetsentwicklung-im-kinderschutz/praxisentwicklung/forschungsprojekt-aus-fehlern-lernen-qualitaetsmanagement-im-kinderschutz/>; Fish u.a. 2008; Munro 2009; NZFH 2011; Gerber/Backes 2012.



lungen<sup>17</sup> zu verwechseln oder Handeln durch Regeln von vorneherein einzugrenzen: „Eine Ethik des Denkens sollte sich auf die Seite derer stellen, die sich je unendlich neu aufgerufen fühlen, vielleicht mehr an Handlungsbewusstsein zu evozieren, als dies beim Versuch, alles in abschließbare Regeln zwingen zu wollen, gelingen kann.“ (Linke 2005, S. 48).

## 8. Literatur

- C4EO – Centre for Excellence and Outcomes in Children and Young People’s Services (Hrsg.) (2010): Safeguarding – Knowledge Review 1: Effective Practise to protect children living in “highly resistant families”. Online verfügbar unter: [www.c4eo.org.uk/themes/safeguarding/files/safeguarding\\_knowledge\\_review.pdf](http://www.c4eo.org.uk/themes/safeguarding/files/safeguarding_knowledge_review.pdf). [21.6.2013].
- Finke, B./Punge, D./Averbeck, B. (2012): Theorie-Praxis-Verzahnung im Bereich der öffentlichen Jugendhilfe. Ergebnisse eines Forschungsprojektes. In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit, 63. Jg., Nr. 4/2012, 251 – 261.
- Fish, S./Munro, E./Bairstow, S. (2008): Learning together to safeguard children: developing a multi-agency systems approach for case reviews; Online verfügbar unter: [www.scie.org.uk/publications/reports/report19.asp](http://www.scie.org.uk/publications/reports/report19.asp) [11.5.2012].
- Fonagy, P./Gergely, G./Jurist, E. L./Target, M. (2004): Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Fonagy, P./Target, M. (1997): Attachment and reflective function: Their role in self-organization, . Development & Psychopathology, Vol.9, Issue 04, 679-700).
- Forrester, D./Kershaw, S./Moss, H./Hughes, L. (2008a): ‘Communication skills in child protection: how do social workers talk to parents?’, Child and family social work, vol 13, no 1, 41–51.
- Forrester, D./McCambridge, J./Waissbein, C./Rollnick, S. (2008b): ‘How do child and family social workers talk to parents about child welfare concerns?’, Child abuse review, vol 17, no 1, 23–35.
- Frei, M. /Grimmer, B./Michel, K./Valach, L./Boothe, B.: (2012): Gelingende und misslingende Beziehungsaufnahmen mit Patientinnen nach Suizidversuch. In: FQS - Forum: Qualitative Sozialforschung 13 (2012) Nr. 1, Art.5.
- Gerber, C./Backes, J. (2012): Risiko- und Fehlermanagement im Kinderschutz. In: Unsere Jugend, 64. Jg., Heft 7+8, 290 – 301.
- Gruber, H./Rehrl, M. (2003): Wege zum Können. Ansätze zur Erforschung und Förderung der Expertise von Sozialarbeitern im Umgang mit Fällen von Kindeswohlgefährdung. Eine Expertise im Auftrag des Projektes „Kindeswohlgefährdung und Allgemeiner Sozialer Dienst (ASD)“. München: DJI.
- Heiner, M. (1988): Von der forschungsorientierten zur praxisorientierten Selbstevaluation. Entwurf eines Konzeptes. In: Heiner M. (Hrsg.): Selbstevaluation in der sozialen Arbeit. Fallbeispiele zur Dokumentation und Reflexion beruflichen Handelns. Freiburg: Lambertus, 7 – 40.
- Helming, E./Schattner, H./Blüml, H. et al. (1999): Handbuch Sozialpädagogische Familienhilfe. Hg. durch Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Stuttgart: Kohlhammer. Online verfügbar unter: [www.bmfsfj.de/doku/Publikationen/spfh/root.html](http://www.bmfsfj.de/doku/Publikationen/spfh/root.html). [21.6.2013].
- Helming, E. (1999): Hilfen für Familien in Krisensituationen. In: Zeitschrift für Pädagogik, 39. Beiheft, 1999, 53 – 168.
- Helming, E. (2001): Kinder ohne Gewalt erziehen – auch wenn das Wasser bis zum Halse steht? In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend und Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Materialien zur Familienpolitik Nr. 8, Bonn/München, 68 – 93.
- Helming, E. (2002): Die Eltern – Erfahrungen, Sichtweisen und Möglichkeiten/Grundsätze der Elternaktivierung. In: Bereitschaftspflege/Familiäre Bereitschaftsbetreuung. Empirische Ergebnisse und prak-

---

<sup>17</sup> Ein – wenn auch sehr grobes – Beispiel: Die Absicht: ein Kind zu einem guten Menschen erziehen; die Handlung: eine Ohrfeige, weil es vielleicht gelogen hat. Was „tut“ man also, wenn man das „tut“: Gewalt ausüben.

- tische Empfehlungen (2003) (BMFSFJ (Hrsg.) (2002) Schriftenreihe des BMFSFJ, Band 231, 139 – 275. Online verfügbar unter:  
[http://www.google.de/#site=&source=hp&q=handbuch+bereitschaftspflege&oq=Handbuch+Bereitsc&gs\\_l=hp.1.0.0i30.1444.5009.0.6449.17.13.0.4.4.0.211.1705.1j11j1.13.0...0.0...1c.1.17.hp.iz5KAJFwg6c&bav=on.2.or.&bvm=bv.48293060,d.bGE&fp=d0b652254a129066&biw=1024&bih=1123](http://www.google.de/#site=&source=hp&q=handbuch+bereitschaftspflege&oq=Handbuch+Bereitsc&gs_l=hp.1.0.0i30.1444.5009.0.6449.17.13.0.4.4.0.211.1705.1j11j1.13.0...0.0...1c.1.17.hp.iz5KAJFwg6c&bav=on.2.or.&bvm=bv.48293060,d.bGE&fp=d0b652254a129066&biw=1024&bih=1123).  
 [21.6.2013].
- Helming, E. (2011): Arbeitsweise und Wirkung der Sozialpädagogischen Familienhilfe In: Mascenare, M./Hiller, S./Fischer, K. (Hrsg.): Outcome in der Jugendhilfe gemessen. Freiburg: Lambertus, 2011, 19-24.
- Helming, E./Wiemann, I./Ris, E. (2011): Die Arbeit mit der Herkunftsfamilie, in: Kindler, H./Helming, E./Meysen, Th./Jurczyk, K., Handbuch Pflegekinderhilfe, DJI München, 524-559.
- Helming, E. (2012): Jugendhilfe zwischen Kontrolle und wirksamer Unterstützung von Pflegefamilien. In: PFAD – Fachzeitschrift für die Pflege- und Adoptivkinderhilfe, Jg 26, Heft 3, August 2012, 8-11.
- Henry-Huthmacher, C./ Borchard, M. (Hrsg.) (2008): Eltern unter Druck. Selbstverständnisse, Befundlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Hermans, J. (2012): Parenting support in Europe. What it brings and what it can take away.  
[www.youthpolicy.nl/yp/downloadsyp/Think-parents-plenary-presentation-Think-parents-Jo-Hermans.pdf](http://www.youthpolicy.nl/yp/downloadsyp/Think-parents-plenary-presentation-Think-parents-Jo-Hermans.pdf). [21.1.2013].
- Jurczyk, K. (2007): Familie als Herstellungsleistung in Zeiten der Entgrenzung. Aus Politik und Zeitgeschichte, 34, 10-17.
- Kindler, H./Helming, E./Meysen, T./Jurczyk, K. (2011) (Hg.): Handbuch Pflegekinderhilfe. München: DJI. Online verfügbar unter: [www.dji.de/pkh/HB2011](http://www.dji.de/pkh/HB2011) [21.6.2013].
- Linke, D. B. (2005): Die Freiheit und das Gehirn. Eine neurophilosophische Ethik. München: C.H.Beck.
- Mathys, H./Arboleda, L./Boucsein, V./Frei, M./Hermann, M.-L./Luder, M./Neukom, M./Boothe, B. (2013): Alexandra – eine multiperspektivische, qualitative Einzelfallstudie zu Anliegen von PatientInnen im psychodynamischen Erstinterview [75 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 14(2), Art. 20. Online verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1302207>. [21.6.2013].
- Munro, E. (2009): Ein systemischer Ansatz zur Untersuchung von Todesfällen aufgrund von Kindeswohlgefährdung. In: Das Jugendamt, Heft 3, 106–115. Online verfügbar unter:  
[www.fruehehilfen.de/fileadmin/user\\_upload/fruehehilfen.de/pdf/Anlage\\_5\\_Munro.pdf](http://www.fruehehilfen.de/fileadmin/user_upload/fruehehilfen.de/pdf/Anlage_5_Munro.pdf) [11.5.2012].
- Munro, E. (2011): The Munro Review of Child Protection: Final Report. A child-centred system, Professor Eileen Munro, Presented to Parliament by the Secretary of State for Education by Command of Her Majesty, May 2011.
- Nijnhatten, C. van/Hoogsteder, M./Suurmond, J. (2001): Communication in Care and Coercion: Institutional Interactions between Family Supervisors and Parents. In: British Journal of Social Work (2001) 31, 705-720.
- NZFH - Nationales Zentrum Frühe Hilfen (Hrsg.) (2011): Lernen aus Fehlern – nationale und internationale Erfahrungen im Kinderschutz. Köln: NZFH. Online verfügbar unter:  
[www.fruehehilfen.de/qualitaetsentwicklung-im-kinderschutz/forschung/workshopdokumentationen/workshop-aus-fehler-ner-?L=0&sword list\[\]=Dokumentation&sword list\[\]=des&sword list\[\]=Workshops&no cache=1](http://www.fruehehilfen.de/qualitaetsentwicklung-im-kinderschutz/forschung/workshopdokumentationen/workshop-aus-fehler-ner-?L=0&sword list[]=Dokumentation&sword list[]=des&sword list[]=Workshops&no cache=1).  
 [21.6.2013].
- NZFH - Nationales Zentrum Frühe Hilfen (Hrsg.) (2012): Dokumentation des Workshops „Befunde und Einschätzungen zum deutschen Kinderschutzsystem – Wissenschaft, Praxis & Politik diskutieren Empfehlungen zur Qualitätsentwicklung im Kinderschutz. München: NZFH. Manuskript.
- NZFH - Nationales Zentrum Frühe Hilfen (Hrsg.) (2013): Kompetenzprofil Familienhebammen. AutorInnen: Kristin Adamaszek, Gertrud Ayerle, Claudia Dachs, Dr. Andreas Eickhorst. Köln: NZFH. Online verfügbar unter: [www.fruehehilfen.de/no\\_cache/bundesinitiative-fruehe-hilfen/einzelsicht-publikationen/titel/kompetenzprofil-](http://www.fruehehilfen.de/no_cache/bundesinitiative-fruehe-hilfen/einzelsicht-publikationen/titel/kompetenzprofil-)

[familienhebam-  
men/?tx\\_wcopublications\\_pi1\[action\]=show&tx\\_wcopublications\\_pi1\[controller\]=Publication&cHash=9ab0c8143f6f27d963f719951f4d1c80](#). [21.6.2013].

Pfeifer-Schaupp H.-U. (1995): Jenseits der Familientherapie. Systemische Konzepte in der Sozialen Arbeit. Freiburg: Lambertus.

Schiavone, F. L./Links, P. S. (2013): Common elements for the psychotherapeutic management of patients with Self Injurious Behavior. In: Child Abuse & Neglect, 37 (2013) 133 – 138.

Schlippe A. von/Schweitzer J. (1996): Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung. Göttingen/Zürich: Vandenhoeck und Rupprecht.

Schmitt A. (1999): Sekundäre Traumatisierungen im Kinderschutz. Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, Heft 48, S. 411-424.

Schweizer, H. (2007): Soziologie der Kindheit. Verletzlicher Eigen-Sinn. Wiesbaden: VS-Verlag.

Shafir, R. Z. (2001): Zen in der Kunst des Zuhörens. Verstehen und Verstanden werden. München: Hugendubel Verlag.

Turnell, A./Essex, S. (2006): Working with ‚Denied‘ Child Abuse. The Resolutions Approach. Maidenhead: Open University Press.

Ungar, M. (2013) Resilience after maltreatment: The importance of social services as facilitators of positive adaptation. In: Child Abuse and Neglect, 37 (2013), 110 -115.

Weille, K. L. (2012): Parenthood as a rollercoaster. A reaction to plenary by Crispin Day at European conference ‚Think Parents‘ 11 October 2012. Online verfügbar unter: [www.youthpolicy.nl/yp/Youth-Policy/International-conferences/Past-conferences/Think-Parents!/Plenary-presentations](http://www.youthpolicy.nl/yp/Youth-Policy/International-conferences/Past-conferences/Think-Parents!/Plenary-presentations). [21.1.2013].

Welter-Enderlin, R. (1993): Systemische Paartherapie. In: Hahn, K./Müller, F.-W. (Hrsg.): Systemische Erziehungs- und Familienberatung. Mainz: Grünewald, 165 – 180.

Elisabeth Helming

Wissenschaftliche Referentin

IzKK - Informationszentrum Kindesmisshandlung/Kindesvernachlässigung

Abt. Familie/Familienpolitik

Deutsches Jugendinstitut e.V., Postfach 900352, 81503 München

☎: +49 89 62306-144

Fax: +49 89 62306-162

<mailto:helming@dji.de>